

Todesurteil: lauernder Blick

Zum Beispiel Melitta Burger: Erst 2015 hat sie erfahren, woran ihre Mutter im Jahr 1943 gestorben ist. Nicht „an einer Lebergeschichte“, wie ihr der Leiter des Bezirkskrankenhauses Haar damals mitteilte, sondern durch Verhungern. Melitta Burgers Mutter musste verhungern. Die Nazis wollten das so. Die Frau litt an Schizophrenie; sie gehört zu den mehr als 200 000 Kranken, die zwischen 1939 und 1945 durch „Euthanasie“ ermordet wurden.

Melitta Burger, heute 97 Jahre alt, erzählt die Geschichte im bayerischen Landtag. Dieser hat zum Holocaust-Gedenktag den Euthanasie-Opfern eine Ausstellung gewidmet. Und am Freitag fuhr die bayerische Politik ins schwäbische Ursberg, einer der größten Behinderteneinrichtungen Deutschlands, um an den Massenmord zu erinnern. Auch aus der damals kirchlichen Anstalt waren 400 „Schwachsinnige“ mit den berüchtigten „grauen Bussen“ abtransportiert worden. Zurück kamen sie nie. „Ich hab nur einen schmalen Zettel bekommen“, sagt Melitta Burger. „Da stand drauf: ‚Mutter gestorben; Beerdigung vorbei.‘ Das war alles.“

Euthanasie Bayern
gedenkt der Nazimorde
in Krankenhäusern.
Von Paul Kreiner

Zum Beispiel Ernst Lossa: 14 Jahre alt damals. Gar nicht krank; heute würde man ihn höchstens als schwer verhaltensauffällig bezeichnen. „Hinterhältiges Wesen und lauernder Blick“, attestierte ihm das Jugendamt. Lossa kam in die „Heil- und Pflegeanstalt“ Kaufbeuren. Er war offenbar ein

lustiger Junge; Zeugen hielten nach 1945 fest, er sei „bei allen Pflegern sehr beliebt gewesen“. Und doch musste Ernst Lossa weg, auch weil er in Kaufbeuren allzu viel vom Schicksal der anderen kapiert hatte. „Zum Andenken“, schrieb er auf ein Foto von ihm, das er im August 1944 einem Pfleger schenkte. Tags drauf, er hatte es wohl geahnt, bekam Lossa die Todesspritze.

Lossa ist das Gesicht der Ausstellung im Landtag, Melitta Burger die lebendige Vergegenwärtigung des Grauens. Und in Haar, der psychiatrischen Großklinik vor den Toren Münchens, von wo aus 2000 geistig Kranke zur Tötung gebracht worden sind, wollen sie nun die dem damaligen, bis 1957 (!) amtierenden Direktor gewidmete Straße umbenennen. „Direkte Schuld“ lasse sich Anton von Braunmühl nicht nachweisen, heißt es, „ein Vorbild aus heutiger Sicht“ sei er aber auch nicht.